

Chronik

von

Rickenbach



Erinnerungen

von

Ernst Bisin

Dorfchronik der Gemeinde Rickenbach
vom 17. Jahrhundert bis zum heutigen Tag

Gisin Ernst Vater v. Albert Gisin-Danger

Der Schreibende steht im 88. Lebensjahr. In diesem Alter lebt man viel in Erinnerungen an die Jugendzeit. Ich möchte darum im Folgenden Rückschau halten auf mein Leben und mein liebes Heimatdörflein Rickenbach.

In meine Aufzeichnungen kann ich auch einflechten, was mir mein Vater und mein Grossvater, der 1824 geboren worden war und sogar den Sonderbundsfeldzug mitgemacht hatte, erzählt haben.

Ich muss Gott danken für die Zeit meines Lebens, bis ins hohe Alter so gesund zu sein und ohne nennenswerte Beschwerden. Körperlich bin ich zwar von Jahr zu Jahr schwächer geworden, aber geistig bin ich jung geblieben.

Ueber die Entstehung des Dorfes Rickenbach möchte ich Folgendes erwähnen:

Rickenbach gehörte zur Herrschaft Farnsburg wie die andern Ortschaften am Fusse des Farnsberges. Ferner gehörte auch Arisdorf zu den Gemeinden, die den zehnten Teil ihrer Ernten dem Landvogt auf Farnsburg abliefern mussten. Die Landvögte ihrerseits mussten der Stadt Basel einen Zins entrichten. Derjenige Bewerber um die Vogtei, welcher der Stadt den höchsten Zins anerbote, konnte die Verwaltung antreten. Das war nun auch der Grund der Unzufriedenheit bei den Bauern.

Das Dorf Rickenbach hat keine grosse Vorgeschichte. Das Bächlein vom Farnsberg herunter fliesst heute noch dieselbe Strecke. Am tiefsten Punkt des Tales wurde der Bach zu einem Fischweiher für die Landvögte gestaut. Derselbe reichte von der Wintersingerstrasse

bis hin zum Friedhof und dem Nonnenbrücklein. An diesem Engpass wurde das Bächlein durch kräftige Eichenbalken gestaut. In diese Balken wurden Löcher gebohrt, damit einerseits das Wasser abfließen, anderseits aber die Fische nicht entschlüpfen konnten. Wie mir von meinen Vorfahren erzählt wurde, musste der Weiher alle Jahre gereinigt werden. Auf Weidlingen wurde diese Arbeit von den Angehörigen des Farnsburgeramtes, zu denen auch die Arisdörfer zählten, ausgeführt. Das gab immer ein Fest für die Burschen und Mädchen.

Im Süden des Weihers stand einst eine kleine Kapelle. Die Annahme bestätigte sich, als beim Pflügen Bodenplatten zum Vorschein kamen.

Der Dorfnamen Rickenbach entstand folgendermassen: Zur Zeit, als noch wenig Häuser standen und im Tälehen noch tiefe Stille herrschte, gab es noch ziemlich viel Rehe. Die Rehkitzen und Ricken kamen denn auch häufig zu dem ruhigen Bächlein, um ihren Durst zu stillen. Daher wurde es Rickenbach genannt!

Rickenbach entwickelte sich sehr langsam. Die ersten Häuser entstanden am Farnsbergweg. Sie waren alle aneinander gebaut. Daher wird dieser Dorfteil als Kloster bezeichnet; ein solches gab es jedoch in Rickenbach nicht. Das Brücklein beim Ausfluss des Weihers heisst heute noch das Nonnenbrücklein.

Die alte Kantonsstrasse führte damals vom Gasthof zur Post an der heutigen Post vorbei über dieses **Brücklein** hinüber zum Friedhof und von dort wieder abwärts dem Bächlein entlang. Die neue Kantonsstrasse wurde im Jahre 1894 erstellt. Dort, wo die Strasse das ehemalige Weihergelände überquert, hat sie sich im Laufe der Jahre um mindestens einen Meter gesenkt.

Die wenigen Häuser wurden von den Leuten bewohnt, die den Weiher in Ordnung halten und den Fischfang für die Landvögte besorgen. Mit der Zeit entstanden auch Bauernhäuser. Das Land, das bis dahin noch sehr ^{mussten}

steinig und mit Sträuchern bestockt war, wie mir mein Grossvater erzählte, wurde urbarisiert. Dank dieser Urbarisierung gedieh auch die Landwirtschaft. Rickenbach entwickelte sich zu einem grossen Weiler. Die ersten Angaben über die Bevölkerungszahl lauten auf 150, die Kinder nicht inbegriffen. Als mein Vater die Schule besuchte, zählte die Gesamtschule 60 Schüler. Das war ungefähr um 1865. Als Lehrer amtete damals Johannes Oberer aus Sissach. Wenn man in den Geburtsregistern jener Zeit nachsieht, wird einem die hohe Schülerzahl verständlich.

Vor 1800 steckte das Schulwesen noch in den Kinderschuhen. Nur Kinder, die finanziell gutgestellte Eltern hatten, konnten die Schule besuchen. Es genügte, wenn der Lehrer lesen und schreiben konnte. Vielfach waren es invalide Männer, die zu keiner andern Arbeit taugten. Unterricht wurde in einer leeren Wohnung gehalten; die Kinder sassen auf der Kunst oder wo sonst gerade Platz war.

Ein Lehrer stammte aus der Familie Plattner. Ich erinnere mich noch gut an den Dorfnamen meines Götti. Dieser wurde s'Schuelmeister Jokebs Reinhard genannt. Meine Grossmutter war auch eine Plattner. Sie starb, als mein Vater drei Jahre alt war. Mein Grossvater verheiratete sich dann wieder mit einer Witwe Barbara Grieder aus Rünenberg.

Später kam dann aber die Zeit, wo der Staat das Schulwesen übernahm und es gesetzlich regelte.

Das Dorf Rickenbach gehörte politisch zu Gelterkinden. Das beweist noch heute ein Bannstein aus dem Jahre 1669 im Staufen. Auf der Rickenbacherseite ist das G (= Gelterkinden) noch deutlich zu erkennen. Die Loslösung von Gelterkinden ist jedenfalls um 1700 erfolgt. Aber die Gelterkinder haben die Grenze zu nahe an Rickenbach vorbeigezogen. Auch gegen Buus wurde die Grenze noch bereinigt. Wie verlautet, soll der Gemeinderat von Rickenbach die Erliackerhalde um eine Seite Speck an Buus abgetreten haben.

Die alteingesessenen Familien von Rickenbach

Nun will ich mich den alteingesessenen Geschlechtern von Rickenbach zuwenden und mit den Dorfnamen vertraut machen.

Zuerst kommt die eigene Familie GISIN an die Reihe. Bis 1702 sind wir noch in Liestal eingetragen. Ein Vorfahre soll dort Schultheiss gewesen sein. Von Liestal zog dann ein Sebastian Gisin, von Beruf Sattler, nach Oltingen.

Um 1700 ungefähr hatte sich ein Sohn dieses Sattlers, ebenfalls Sebastian genannt, in Rickenbach niedergelassen. Ein Urenkel dieses Sebastian, wiederum Sebastian geheissen, verheiratete sich mit einer Gelterkinderin, Anna Gerster. Sie zählte bei ihrer Verheiratung erst 18 Lenze. Der Grossvater erzählte uns, die beiden hätten bei ihrer Verheiratung (31. März 1818) Fr.2'000.- Schulden gehabt. Nach ihrem Tode seien dieselben Schulden noch vorhanden gewesen.

Anna Gerster schenkte ihrem Manne sechs brave Söhne (Sebastian 1818, Johann Jakob 1820, Mathias 1823, Johannes 1826, Heinrich 1828 und Friedrich 1833). Johannes war unser Grossvater. Sebastian und Friedrich zogen in den Neuenburger Jura, einer war in Buttes, der andere in Fleurier. Dort machte unser Vater eine dreijährige Metzgerlehre. Sebastian hatte in Fleurier eine Sägerei. Er starb im Alter von 62 Jahren kinderlos.

Ein Sohn des Friedrich, Albert (geb.1872) wanderte nach Frankreich aus. Nach dem letzten Kriege - 1949, - ich war damals gerade Bürgerratsschreiber - kam eine Meldung von Marseille, dass dort ein Albert Gisin, Milchführer, im Alter von 77 Jahren gestorben sei.

Die Brüder, welche in Rickenbach Landwirtschaft betrieben, wurden alle über 80 Jahre alt, mit Ausnahme von Jakob (73) und Heinrich (68).

Auch unter den heutigen Vertretern der Familie Gisin sind einige, die ein hohes Alter, von 80 bis 93 Jahren, erreicht haben. Sie erfreuen sich fast alle einer guten Gesundheit.

Die Gisin waren aus Italien in die Schweiz geflüchtet. Gisin kommen heute noch in Italien vor unter der Namensform Gisino.

Nun will ich zur Familie HANDSCHIN übergehen, welche das älteste und zahlreichste Geschlecht von Rickenbach ist. Nach alten Ueberlieferungen sollen die Handschin aus Holland in die Schweiz geflohen sein. Der Erste seines Namens war Weiherwart. Einen Spross dieser Familie habe ich noch selbst gekannt. Das war s'Veierjoggis Emilie. Es war Haushälterin bei Heinrich Handschin in Moskau. Dieser hatte seine treue Angestellte in seinem Testament mit einer lebenslänglichen Rente bedacht.

Bei dieser Gelegenheit muss ich gestehen, dass ich Heinrich Handschin erst beim Lesen seines Testaments recht kennenlernte. Er hatte darin hauptsächlich die armen Kinder nicht vergessen; denn er war ja selbst ein Waisenkind. Sein Vater starb, als Heinrich erst drei Jahre alt war. Er wurde bald hier, bald dort als Spülmacherbub versorgt, zuletzt bei einem Handschin in Böckten.

1844 besuchte Heinrich Handschin das eidgenössische Schützenfest in Basel. Die Stadt machte einen so mächtigen Eindruck auf ihn, dass er sich entschloss, dorthin zu ziehen. Er fand Arbeit in der Stückelbergerschen Fabrik. Um sich weiter zu bilden, besuchte er in Basel die Sonntagsschule. Während der Lehre fand er grosse Freude am Posamenten, sodass er sich entschloss, sich in St. Etienne in Frankreich weitere Kenntnisse im Seidenbandweben anzueignen. Nach zwei Jahren kehrte er nach Basel zurück.

Das Schicksal wollte es, dass damals ein Schweizer gerade einen Mitarbeiter nach Moskau suchte. Heinrich

Lerch

Handschin war sofort dazu bereit. Nun begann für ihn eine neue Zeit. Er und sein Kum-pane wechselten mit der Arbeit ab, sodass die Webstühle Tag und Nacht in Betrieb waren. Theophil Handschin, ein Bruder der damaligen Wirtin zur Post in Rickenbach, besass eine Seidenbandweberei in Säckingen. Als grosser Freund von Heinrich Handschin lieferte er diesem zwei Webstühle nach Moskau. Anfänglich ging alles gut. Aber die Kaufleute, welche die Seidenbänder kauften, wussten, dass Handschin finanziell nicht auf Rosen gebettet war. Sie drückten darum die Preise für die Seidenbänder stark hinunter. So musste Heinrich Handschin mit Verlust arbeiten. So konnte es auf die Länge nicht weitergehen.

Bald aber kam die Wendung zum Guten. Heinrich Handschin suchte Kredit bei einer Moskauer Bank. Nach längerer Wartezeit brachte ihm der Postbote einen Brief. Dieser war jedoch nicht frankiert. Handschin hätte dafür einen Franken bezahlen sollen. Das war ihm jedoch nicht möglich. Der Postbote streckte ihm den Betrag vor. Höchst erfreulich aber war der Inhalt des Schreibens: die Bank sicherte Handschin unbeschränkten Kredit zu. Nur zu gerne hätte Heinrich Handschin dem Postboten schadlos gehalten. Trotz aller Bemühungen konnte er ihn nicht mehr ausfindig machen.

Dieser Kredit brachte Handschin viel Glück. Das Geschäft blühte auf. Er war jetzt konkurrenzfähig und konnte seine Waren zu guten Preisen absetzen. Als er eine eigene Fabrik gebaut hatte, reiste er für einige Monate ins Ausland, um sich zu erholen. Viele seiner Angestellten stammten aus seiner engern Heimat.

Als sich Handschin in Basel in seiner schönen Villa zur Ruhe setzte, kam er öfters in der von seinen schönen Koli gezogenen Kutsche nach Rickenbach, denn er liebte seinen Heimatort sehr. Das beweist folgende Episode: Handschin hatte für die Kirche in

Gelterkinden eine neue Glocke gekauft. Bei der Besichtigung stellte er fest, dass die Inschrift auf der Glocke "Heinrich Handschin von Gelterkinden" hiess. Er protestierte dagegen, denn er sei von Rickenbach und nicht von Gelterkinden. Die Aufschrift wurde dann entsprechend berichtigt.

Heinrich Handschin, geboren im Jahre 1830, starb am 16. Juni 1894 in seiner Villa in Basel. Auf seinen Wunsch wurde er auf dem Friedhof in Gelterkinden begraben. Seine beiden Pferde zogen den Leichenwagen mit dem Sarg am Samstag von Basel nach Gelterkinden ins Oberdorf zu seinem besten Freund Bernhard Handschin. Als das Gefährt von Böckten herkam, läuteten die Glocken vom Kirchturm in Gelterkinden zum letzten Empfang des Toten. Am Sonntag um vier Uhr war die Beerdigung. Es war die grösste, die je in Gelterkinden stattgefunden hatte.

Ueber sein grosses Vermögen hatte Heinrich Handschin testamentarisch verfügt. Er hatte darin die Armen und Waisen nicht vergessen. Auch seine Heimatgemeinde hat er in seinem letzten Willen bedacht. Er war ein grosser Wohltäter, der seine Heimat nie vergessen hatte. Wir dürfen auch ihn nie vergessen.

Ein Herr Wirz von Gelterkinden führte die Fabrik mit andern Handschin von Rickenbach weiter. Diese waren Söhne des Schnider Reinhard und des Schnider Jakob. Im Familienregister konnte ich feststellen, dass noch drei weitere Handschin in Moskau geboren wurden.

Bald hörte man nicht mehr viel aus Moskau. Nach dem Ersten Weltkrieg kam alles anders; denn es ereignete sich Folgendes:

Ein russischer Delegierter war nach Genf gekommen, um die Friedensverhandlungen vorzubereiten. Auf dem Weg zu den Verhandlungen wurde er von einem Auslandsschweizer namens Konradi, der früher auch in Russland war, niedergeknallt. Es handelte sich um einen Racheakt.

Nach den damaligen Gesetzen mussten die Richter Konradi freisprechen. Dies brachte Stalin derart auf, dass alle Schweizer Russland sofort mit leeren Händen verlassen mussten. Es war eine böse Zeit.

Einige Vorsichtige hatten schon vorher einen Teil ihres Vermögens in die Schweiz gebracht. Aber nicht alle konnten das. Ich kannte zum Beispiel eine Familie, ebenfalls Handschin von Rickenbach, die mit zwei Töchtern zurückkam. Diese hatten in Russland Zahnheilkunde studiert. Sie konnten in Zürich dank der Fürsorge der Heimatgemeinde das Studium zu Ende führen.

Alle aus Russland Heimkehrenden konnten sich glücklicherweise wieder eine Existenz aufbauen. Es waren wirklich tapfere Leute.

Die meisten Heimkehrer gehörten zum Stamm der Handschin im Restaurant Post, der Vorfahren des Heimere-Gusti. Der Schreiber war selbst auch dabei, als die Heimkehrer in Gelterkinden ankamen. Er musste die Frauen und Kinder mit dem Break zum Restaurant Post in Rickenbach führen. Auf dem zweiten Wagen, geführt von Thedi Buser-Schwander, folgten die mächtigen Koffern. Diese Leute blieben in der Post, bis sie sich anderswo ansiedeln konnten. Sie hatten alle in der Fabrik von Heinrich Handschin gearbeitet. Unter ihnen war auch die Familie Handschin-Hunger. Diese liess die Mutter, die schon ein oder zwei Jahre vorher in Moskau gestorben war, in einem Zinnsarg nach Rickenbach überführen. Vor der Kapelle fand sie in der Heimaterde ihre letzte Ruhe. Wie es in Russland üblich war, wurde das Grab mit einem eichenen Kreuz geschmückt.

Nun will ich die andern Handschin-Familien erörtern, zum Beispiel die Familie Handschin-Bächle. Diese Eheleute hatten etwa acht Kinder. Die Frau stammte aus dem Schwarzwald. Der Vater war Schneider, daher trägt die Familie heute noch den Dorfnamen s'Schniders, z.B. Schnider Hans, Schnider Jakob.

Der ältere Sohn Jakob war Schuhmacher. Er zog dann mit seiner Frau und den acht Kindern nach Basel, wo er bessere Verdienstmöglichkeiten hatte. Er fand

dort eine Stelle als Sekuritaswächter.

Bei dieser Gelegenheit muss ich erwähnen, dass am Banntag immer drei Grossöhne des Schnider Jakob mit ihren Frauen dabei sind, mich immer herzlich begrüssen und sich freuen, mich stets wieder zu treffen. Ich möchte den Nachkommen dieser Familie, die sich in ihrem Heimatdörflein so heimisch fühlen, meine Anerkennung aussprechen.

In Gelterkinden wohnte s'Schnider Jakobs Reinhard. Er betrieb eine kleine Landwirtschaft und ein Coiffeurgeschäft. Auch er hatte acht Kinder, die sich in ihrem Leben alle gut bewährt haben. Zwei der Söhne waren Zwillinge. Sie waren auch anno 1893 geboren wie der Schreibende. Der erste dieser Zwillingenbrüder war als Fergemeister in der Bandfabrik Seiler angestellt. Er hiess Adolf und war mein bester Freund.

Im Bitterli-Orchester spielte Adolf den grossen Bass. Vor und während des Ersten Weltkrieges wurden stets einige Musiker dieses Orchesters zu unsern Hausmetzgeten eingeladen. Das waren noch schöne Zeiten, die ich nie vergesse; denn Musik und Gesang waren in der Jugendzeit meine grössten Hobbies. Auch der Dirigent Bitterli war jeweils dabei. Alle diese unvergesslichen Kollegen sind schon längst heimgegangen. Aber die Erinnerung bleibt.

In Basel hat es noch einige Handschin-Familien, aber die meisten sind Doppelbürger.

Der Banntag ist für mich heute noch ein Festtag besonderer Art. Letztes Jahr kamen auch zwei Handschin aus dem Kanton Thurgau an den Banntag. Diese wollten wissen, welchem Stamm sie angehören. Ich konnte sie jedoch nicht heimstellen, da sie mir über ihre Vorfahren fast keine Angaben machen konnten.

Jetzt will ich die Handschin mit dem Beinamen s'Strumpfers vorstellen. Zu ihnen gehörte s'Strumpferjoggis Gottlieb. Er war im Hinterdorf beim runden Brunnen zu Hause. Neben der Landwirtschaft besass er im Staufen eine schöne Mergelgrube. Damals wurden die neuen Häuser aus Bruchsteinen aus dem Staufen gebaut. Als Pflaster wurde dazu Mergel verwendet. Im Frühjahr hatte Gottlieb stets viel Sand zu liefern. Ein Missgeschick setzte seinem Leben ein Ende, als er wenig über fünfzig Jahre alt war. Er hinterliess zwei noch schulpflichtige Kinder. Die Tochter Mina wohnt in Liestal. Sie ist über 80 Jahre alt, aber noch sehr rüstig. Sie macht sogar noch im Frauenalpenklub mit.

Der Sohn Ernst verunglückte beim Velofahren tödlich in St. Jakob bei Basel im Alter von erst 27 Jahren. In seinem Testament hat er auch seine Heimatgemeinde bedacht. Das Testament soll indessen erst nach dem Tode seiner Schwester vollstreckt werden.

Der Landwirtschaftsbetrieb des Gottlieb Handschin wurde an Arnold Graf, Brunner Arnold, verkauft.

Ein weiterer Angehöriger der Strumpfer war Samuel Handschin, der neben der Landwirtschaft eine Pension betrieb. Bis zum Ersten Weltkrieg war Rickenbach ein berühmter Luftkurort. Die meisten Kurgäste waren Rekonvaleszenten der Basler Krankenkasse oder Zöglinge von St. Chrischona.

Strumpfer Sämmis Frau, Barbara Witzemann, eine entfernte Verwandte, stammte aus Tailfingen in Württemberg. Auch ihre Dienstboten kamen von dort her.

Im Alter zwischen 70 und 80 Jahren zogen die Ehegatten Handschin-Witzemann zu ihren Verwandten nach Tailfingen. Sie starben dort beide kurz nacheinander etwa fünf Jahre nach ihrem Wegzug von Rickenbach.

Es war in der Zeit nach der Machtergreifung Hitlers. Das Restaurant zur Blume, das Handschin in Rickenbach aufgegeben hatte, wechselte bis heute mehrmals den Besitzer.

Samuel hatte noch zwei Brüder, Hans und Jonathan. Dieser wohnte auch in Rickenbach. Neben der Landwirtschaft führte er einen Spezereiladen. Er starb jedoch, als seine Kinder noch schulpflichtig waren. Hans Handschin besass im Gundeldingerquartier in Basel eine Armaturenfabrik. Mein heute bald 93 Jahre alter Bruder Willi machte dort eine dreijährige Mechanikerlehre.

Eine andere Handschin-Familie waren s'Hanse Martis. Vertreter dieser Familie gehörten dem Gescheid an, der Behörde, die für die Vermarkung der Grundstücke zuständig war. s'Hanse Martis Sohn, Ernst, war ein stiller, aber intelligenter Bursche. Ich sehe ihn heute noch, wie er bei schwülem Wetter mit der Haue die Feldmäuse mit grosser Geschicklichkeit hervorhackte. Er blieb unverheiratet.

Die Familie Handschin, Hanse Martis, waren exakte Bauersleute, auch bei den Arbeiten. Im Winter, wenn sie in der Scheune das Korn droschen, machten Vater und Sohn immer eine kleine Pause und reichten sich die Schnupftabakdose.

Es gab auch einige Familie mit dem Namen Handschin-Handschin. Zur Unterscheidung mussten auch in diesen Fällen Dorfnamen dienen. Johannes Handschin-Handschin zum Beispiel war der Moler Hans. Woher dieser Zuname kommt, ist mir nicht bekannt.

Dieser Johannes Handschin war beim Militär Schützenwachtmeister. Er wurde darum auch Handschin Schütz genannt. Seine Frau stammte aus der Familie Hanse Martis. Sie war eine brave und gute Mutter und gehörte zu den Stillen im Lande. Sie hatte acht Kindern das Leben geschenkt und sie zu tüchtigen Menschen erzogen.

Das war noch zur Zeit, als in jedem Hause ein oder mehrere Posamentstühle klapperten. So blieben die Familien immer beieinander, bis sich die Kinder eines

nach dem andern selbständig machten. In den meisten Fällen wurde neben dem Posamenten noch eine Landwirtschaft betrieben. Das waren sehr schöne und gute Zeiten. Ich erinnere mich noch gut an die Zeit, als wir nach Gelterkinden in die Kinderlehre gingen. Die Mädchen bekamen auf Weihnachten von der Handschin-stiftung jeweils Stoff für ein Sommerröcklein. Das sah so herzlich aus, wie die Rickenbacher Mädchen alle gleich angezogen waren.

Noch einmal möchte ich auf Handschin Schütz zurückkommen. Ich mag mich noch erinnern, dass er einige Jahre Gemeinde- und Schulpflegepräsident war.

Mein Vater war etwa 40 Jahre lang Förster und auch eine Zeitlang Gemeindepräsident, bis sein Bruder Gottlieb in der Scheune zu Tode fiel. Ich sehe ihn noch heute am Boden liegen; es war am 23. April 1899. Am darauffolgenden ersten Mai war mein erster Schultag. Gottlieb starb im Alter von 39 Jahren; er war ledig. Der Schnider Gottlieb (Gottlieb Handschin) und der Gisin Gottlieb waren Mitglieder des Gelterkinder Musikvereins. Die beiden wollten sich bei einer Schiffskapelle anwerben lassen, um in der Welt herumzureisen. Aber dann kam eben alles anders. Gottlieb hatte auch Land gekauft, zum Beispiel das obere Leim und den Lauterbrunnen. Als Gottlieb verunglückte, waren seine Eltern schon alt, der Vater gehbehindert. So übernahm mein Vater diese Grundstücke, verzichtete aber der Mehrarbeit wegen auf das Amt des Gemeindepräsidenten.

Gottlieb Gisin war übrigens der letzte Rickenbacher, der auf dem Friedhof in Gelterkinden beerdigt wurde.

Nach Gottlieb Gisin muss ich auch den Zilijoggeli (Jakob Handschin) erwähnen, der das Amt des Dorfwächters versah. Dieser war ein echtes Original, aber ein treuer Kerl. Da man in Rickenbach keinen

Geissbock hatte, wurde jeweils der Zilijoggeli angestellt, um die Ziegen nach Wintersingen zur Hochzeit zu führen. Er tat das gerne für einen oder zwei Schnäpse.

Als Wächter hatte der Zilijoggeli auch die Pflicht, die Dorflampen zu besorgen, sie anzuzünden und zu löschen und Petrol nachzufüllen. Um ihn zu necken, versteckten ihm die jungen Burschen oft die Leiter, die er für diese Verrichtungen brauchte. Er nahm sein Amt sehr ernst. In der Silvesternacht um zwölf Uhr läutete er jeweils das alte Jahr aus und das neue ein. Dann ging er durch das ganze Dorf und wünschte allen Einwohnern ein gutes neues Jahr. Da mein Vater damals Gemeindepräsident war, kam der Wächter fast jeden Abend vorbei, um Aufträge entgegenzunehmen. Da geschah es einmal, dass er sich auf die Kunst setzte. Er hatte jedoch nicht beachtet, dass dort ein Becken voll Milch aufgestellt war. So setzte er sich gerade in dieses Becken. Es gabe eine schöne Sauerei am Boden und an den Kleidern. Der Vater hätte ihm deswegen beinahe eine Ohrfeige gegeben.

Der Zilijoggeli hatte noch eine ziemlich rüstige Schwester. Die beiden gingen beim Brunner Luise (Luise Graf) ein und aus. Luise war unverheiratet und nahm darum immer gegen bescheidenes Entgelt Pfleglinge auf.

Als die beiden Geschwister Handschin gestorben waren, zog das Näher Mili ein. Die Jungfer hatte eine kleine Handnähmaschine und nähte und flickte damit Hemden. Sie wurde über 90 Jahre alt.

Der letzte Pflegling der Brunner Luise war Fritz Müller. Eine Frau aus Basel hatte ihn nach Rickenbach gebracht. Er war geistig beschränkt, aber trotzdem ein Schlaukopf. Als ich einmal bei ihm in Brunner Luisens Stube war, sagte er zum Näher Meili: "Es stinkt in der Stube nach Katzendreck; hol den Besen und jage die Katze hinaus!" Diese war zwar unschuldig. Aber Fritz benützte die Zeit, holte einen Löffel, ging ins Nebenzimmer und erlabte sich an einem Glas Konfitüre.

Als seine Pflegemutter Luise gestorben war, arbeitete Fritz bei den Bauern als Knecht oder Tagelöhner. Er selbst starb im Krankenhaus in Liestal, nachdem ihm ein Bein amputiert worden war.

Pfarrer Giertz aus Gelterkinden sprach der Gemeinde den Dank aus mit folgenden Worten: "Was Ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir getan."

Von den Handschin Zilis möchte ich schliesslich noch erwähnen, dass in Rickenbach selbst niemand davon mehr lebt. Einen Vertreter kannte ich noch persönlich. Er wohnte in Hersberg und war ein vermöglicher Mann. Er starb vor etwa zwanzig Jahren kinderlos. Sein Stamm ist damit erloschen.

Die Vorfahren der Handschin Zili lebten auf dem Hof Taubenloch. Ein alter Kachelofen mit schönen Sprüchen und dem Namen Jakob Handschin ziert noch heute die Stube. Die Sprüche lauten:

"Hast Du ein Amt, vergiss drei Sachen nicht:

Treue, Eid und Deine Pflicht.

Wissen soll's der stolze Mann,

der Stolz doch nicht beglücken kann.

Bei Wolfgang Schmid, Hafner in der Gipf,

weiss ich, dass er Freund mir ist.

Egli, Maler, Aarau."

Jetzt will ich mich mit einem andern Zweig der Handschin befassen, mit s'Hansjogglis auf dem Hübel. Das war das Haus des Hans Ueli Handschin, Schmiedemeister. Noch bevor ich zur Schule ging, war ich oft in der Schmiede und schaute zu, wie er das heisse Eisen mit dem Hammer bearbeitete. Er war ein lieber Kinderfreund mit viel Humor. Immer hatte er für die Kinder auf einem Schaft ^{etwas} neben der Esse, besonders Küchlein (Traufeln). So erfreute er unsere Kinderherzen. Mir sagte er immer Ernsteles. Er starb im Jahre 1904. Diesen Mann konnte ich nie vergessen.

Die Schmiede wurde von seinem Sohn Adolf weitergeführt. Die damit verbundene Landwirtschaft besorgte sein jüngerer Bruder Albert. Es war eine stille, eine liebenswerte Familie, gute Nachbarn.

Nun muss ich noch erklären, warum man s'Hansjoggli auf dem Hübel sagte. Die Strasse war damals gut einen Meter tiefer als heute. Der Staat füllte die Strasse immer wieder auf zum Nachteil unserer Liegenschaft.

Der Bruder des Hans Ueli wohnte im Haus Nr. 6 am Dorfeingang. Der Sohn Hans Jakob war über 40 Jahre Gemeindepräsident. Dasselbe Amt hatte übrigens früher auch sein Vater inne. Jakob Handschin - Rieder war ein intelligenter Mann und steuerte das Gemeindegemeindeflein gut und gewissenhaft. Der ältere Sohn kam bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Der zweitjüngste Sohn führte die Landwirtschaft bis zum heutigen Tag weiter.

Bei dieser Gelegenheit taucht eine Episode aus dem Ersten Weltkrieg in der Erinnerung auf. Der Schreibende kam damals gerade von der Landwirtschaftsschule Strickhof-Zürich nach Hause zurück. Jeder Landbesitzer musste sich - wie übrigens im Zweiten Weltkrieg nach dem Plan Wahlen - verpflichten, eine entsprechende Fläche Brotgetreide zu pflanzen. Mit dem Gemeindepräsidenten mussten wir die angesäten Aecker nachmessen. Im Grossen und Ganzen hatten die Landwirte die Anbaupflicht erfüllt. Die Lebensmittel waren im Ersten Weltkrieg ziemlich knapp. Darum wurde bald alles rationiert. Auch das von den hausgeschlachteten Schweinen gewonnene Fleisch und Fett musste angegeben werden. Der Gemeindepräsident und der Schreibende machten die Fettaufnahme bei den Hausfrauen. Mit gemischten Gefühlen mussten bisweilen die Hausfrauen ihre Fett- und Butterhafen zeigen.

Im Zweiten Weltkrieg war es nicht mehr so schlimm.

Die Mobilmachung im Zweiten Weltkrieg erlebte ich als Pferdekontrollführer. Es war ganz anfangs September. Der Stellungsplatz war im Grossholz zwischen Gelterkinden und Wenslingen. Gemeindepräsident Emil Schweizer war auch dabei.

Der Schreibende hatte auch ein Pferd, eine Zuchtstute, zu stellen. Das war ein böser Schläger. Ich hatte es auf dem Stellungsplatz sofort gemeldet. Mir wurde befohlen, das Pferd ganz abseits zu stellen. Ich entfernte mich ein wenig. Nicht lange nachher sah ich von weitem einen Soldaten, der mein Pferd zu den übrigen stellte. Die Pferde wurden unruhig. Es ging nicht lange und meine Stute hatte einer andern ein Bein unterhalb der Fessel abgeschlagen. Das arme Tier hatte furchtbare Schmerzen. Der herbeigeholte Veterinär liess das Pferd an den Waldrand führen und erlöste es durch einen Revolverschuss von seiner Qual. Mein Pferd konnte ich wieder nach Hause nehmen.

Von der letzten Grenzbesetzung wäre noch viel zu berichten. Einige Begebenheiten möchte ich doch noch festhalten.

Es war im September 1939. Als meine Frau und ich vom Grasen nach Hause kamen, war die Stube vom Militär beschlagnahmt und ein Büro eingerichtet. Die Türe von der Küche zur Stube war verschlossen. Da wurde ich aber vorstellig, dass das nicht angehe. Der Oberleutnant zeigte Verständnis und bald ergab sich ein sehr gutes Verhältnis.

Am 10. Mai 1940 fand die zweite Generalmobilmachung statt, denn die Lage an der Grenze gegen Deutschland war sehr schlimm. Unsere Grenzschutzsoldaten konnten zusehen, wie die Deutschen auf ihrer Seite den Stacheldrahtverhau wegräumten. Wenn der Festungsgürtel in Frankreich standhalten hätte, wären nämlich die Deutschen in die Schweiz eingedrungen. Wir im Norden wären überrannt und deportiert worden.

Wir sollten mit Hab und Gut, auch mit dem Vieh, über den Hauenstein flüchten. Der Schreibende hatte die Trainkolonne zu betreuen. Die ältern Schulknaben

hätten das Vieh über den Hauenstein treiben müssen. Wir hatten einen grossen Koffer gepackt. Wenn die Schulglocke geläutet hätte, hätten wir mit unserm Wagen sofort aufbrechen müssen.

Ich bin überzeugt, dass uns das gleiche Schicksal zuteil geworden wäre wie den Franzosen. Wir müssen heute noch Gott danken, dass es nicht so weit gekommen ist. Eine schützende Hand lag auf unserm Vaterland.

Viel haben wir unserm General Guisan zu verdanken. Er hatte die Soldaten von den Grenzen zurückgezogen, um uns im Réduit in der Innerschweiz zu verteidigen. Der General war ein frommer, sehr gläubiger Mann. Ich möchte das an einem Beispiel zeigen, das ich nach dem Krieg gelesen habe.

Es war irgendwo im Berner Jura ein zentraler Posten. Der General besuchte diesen wichtigen Posten öfters mit seinen Offizieren. Da war ein Soldat, welcher beständig auf diesem Büro arbeiten musste. Der General beobachtete diesen Mann und stellte fest, dass dieser einen grossen Kummer mit sich trug. Der General ging zum Soldaten hin und fragte ihn: "Was bedrückt Sie so sehr?". Der Soldat wollte nicht ausdrücken; aber der General gab nicht nach. Der Soldat klagte ihm dann offen sein schweres Leid. Er habe von seiner Frau einen Brief bekommen, dass sein einziger Sohn im Alter von fünf Jahren an Kinderlähmung schwer erkrankt sei. Der General sagte mit schlichten Worten: "Ich bitte Sie, beten Sie zu Gott." Nach etwa vierzehn Tagen kam der General mit seinem Gefolge wieder auf diesen Posten. Der Soldat war gerade etwas abseits spazieren gegangen. Als der General wieder fortging, schaute er plötzlich auf die Seite. Er erkannte den Soldat sofort, ging zu ihm und fragte ihn nach dem Befinden des Kindes. Der Soldat sagte freudestrahlend: "Der Knabe ist jetzt wieder vollständig geheilt und gesund wie früher". Der General

nahm sichtlich erfreut Abschied von diesem Soldaten. Unser General war ein edler Menschenfreund und Christ. Nun will ich mich mit einer andern Familie Handschin befassen. Es handelt sich um die Familie Handschin-Baur mit dem Dorfnamen s'Heini Heiris. Diese Familie gehörte einem weitverzweigten Stamm an. Heinrich Handschin arbeitete selbständig als Uhrensteinschleifer für welsche Uhrenfabriken. Nebenbei betrieb er eine kleinere Landwirtschaft. Seine Frau stammte aus dem Badischen. Sie war vor der Heirat Köchin auf der Waldegg. Es war eine liebenswürdige Frau. Sie half dem Manne bei allen Arbeiten. Nie sah man eines allein bei der Arbeit. Diese Eintracht hat mich oft sehr beeindruckt. Der ältere Sohn machte eine Banklehre, der jüngere wurde Heizungsmonteur. Der Sohn Otto war später Kassier auf der Hypothekenbank in Basel. Er wohnte auch dort mit seiner Familie und war eben daran, sich ein Haus bauen zu lassen. Da kam am 13. März 1944 die schreckliche Nachricht nach Rickenbach, dass Otto Handschin sich und seine Familie umgebracht habe. Warum, ist heute noch nicht bekannt. Heini Heiris Mutter war eine Graf von Maisprach. Sie war immer etwas kränklich. Ihre Grossmutter war die Drahtzugmüllerin, von der die älteren Leser vielleicht schon gehört haben. Diese war die letzte Frau, die in Liestal öffentlich hingerichtet wurde. Die Müllerin hatte ein Liebesverhältnis mit ihrem Knecht. Sie schaffte ihren Ehemann aus dem Wege, indem sie ihm ein schleichendes Gift gab, das ich nicht nennen will. Sie leugnete zuerst ihre Tat hartnäckig. Sie wurde jedoch überführt und zum Tode verurteilt. In Liestal wurde sie enthauptet. Der Todestag von Ottos Familie stimmte genau mit dem Hinrichtungstag der Urgrossmutter hundert Jahre zuvor überein. Das stimmt zum Nachdenken. Otto war ein lieber Freund von mir. Als er Hochzeit hatte, habe ich das Brautpaar mit der Pferdedroschke zur Trauung in die Kirche nach Oltingen geführt.

Nun muss ich einen Mann nennen, den ich noch gut in Erinnerung habe wie auch seine Familie. Das ist der schon lange verstorbene Lehrer Johannes Martin - Handschin. Seine Gattin war eine nahe Verwandte (Nichte) von Heinrich Handschin in Moskau.

Seine Ausbildung zum Lehrer holte sich Johannes Martin im christlichen Seminar Beuggen bei Badisch-Rheinfelden. Er war für kurze Zeit in Rickenbach tätig und wurde dann als Hausvater an die Knabenanstalt Augst gewählt. Hier hatte er ein grosses Arbeitspensum zu bewältigen; denn mit der Anstalt war noch ein Landwirtschaftsbetrieb verbunden.

Später zog es Lehrer Martin wieder in die Heimat seiner Gattin nach Rickenbach. Dort kaufte er etwa viereinhalb Jucharten Land vom Sattlermathis und liess sich darauf ein Haus mit Scheune bauen. Durch Zukauf und Pacht erweiterte er sein Anwesen in den folgenden Jahren.

Der Sohn Otto war ein strammer Kavallerist. Sein Pferd, ein Ungar und Gaudenz geheissen, war ein sehr gutes Tier. Es war ein richtiges Rennpferd. Auch der Schreibende hat sich noch mit dem Gaudenz abgegeben.

Wir waren gut befreundet mit der Familie Martin. Als die Pferdemähmaschinen auch bei uns aufkamen, es war um 1900 herum, spannten mein Vater und Martin zusammen. So war uns beiden geholfen. Der Schreibende war damals acht bis zehn Jahre alt und musste hinter der Mähmaschine das Gras vom Mähbalken abstreifen, einmal bei uns, das andere Mal bei Martins.

Mein Vater und Johannes Martin waren zusammen im Gemeinderat. Ich erinnere mich noch sehr gut daran. Der Gemeinderat musste damals die Steuern einziehen. Deswegen kam er auch zu meinem Grossvater. Dieser sagte zu Martin: "Du wirst Geld wollen, denn sonst sehe ich Dich nie".

Einige Jahre war Martin noch Lehrer in Gelterkinden. Kinder und Eltern hatten alle grossen Respekt vor dieser Persönlichkeit. Er war wirklich ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. In seinen letzten Lebensjahren sah ich Lehrer Martin oft, wie er seine Grosskinder im Sportwägelein bis zur Wirtschaft Henzi spazierenführte. Er litt schwer unter Asthma. Ich habe schon öfters mit ältern Männern über Lehrer Martin gesprochen. Alle sagten dasselbe: Martin war ein strenger, aber sehr guter Lehrer mit Respekt.

Eine andere Familie, die ich erwähnen möchte, war diejenige des Brunner Arnold. Sein richtiger Name war Arnold Graf. Heimatberechtigt war er in Maisprach. Seine Verwandten in Maisprach haben den gleichen Dorfnamen, s'Brunnerjoggis. Ich habe mich schon oft gefragt, woher der Beiname komme. Aber niemand konnte mir Aufschluss geben.

Arnolds Vater hatte viel Land in Maisprach und Rickenbach. Er war also ein Grossbauer. Arnold kam dann nach Rickenbach, um hier eine Liegenschaft anzutreten. Auch seine ledige Schwester, s'Brunner Luise, konnte vom Vater ein Haus und Land ~~von Vater~~ übernehmen. Arnold war sehr fleissig, äusserst solid und sparsam. Seinen acht Kindern war er ein guter, frommer Vater. Die Kinder mussten frühzeitig arbeiten lernen; sie haben es auch zu etwas gebracht. Da Arnold zwei Söhne hatte, kaufte er noch den Landwirtschaftsbetrieb von Strumpferjoggis Gottlieb, der, wie bereits gemeldet, tödlich verunglückt war.

Arnold Graf war auch einige Jahre Gemeindeschreiber in der Zeit, als mein Vater Gemeindepräsident war. Seine zierliche Schrift schmückt heute noch die alten Gemeindeprotokolle. Seine Töchter haben im Weingarten ein wunderschönes Heim gebaut, wo sie gemeinsam ihren Lebensabend verbringen.

Ich erinnere mich noch gut an eine Begebenheit aus der Zeit, als ich etwa fünf Jahre alt war. Der Brunner Arnold hatte seiner Zeit einen Bourbaki-Schimmel gekauft zum Preise von 20 Franken. Dieses Pferd hatte den Deutsch-französischen Krieg von 1870/71 mitgemacht. Es war ein grosses, sehr mageres Tier und schon sehr alt. Der Dölfi, Jonathan Hans sowie der Schreibende sassen oft auf diesem Schimmel. Wir konnten nicht gut von diesem Pferd hinunterfallen, denn sein Rücken war sehr spitz wie bei einer Geiss. Dölfis Bruder Arnold hatte damit immer auf das Feld spazieren dürfen. In einem Winter liess Arnold Graf das arme Tier durch meinen Vater schlachten. Es gab sehr viele Landjäger von diesem Schimmel.

Nun zur Familie Erb. Einer der ältesten Vorfahren hiess Georg. Sie besassen sehr viel Land. Es waren mehrere Brüder. Einer war Leinenweber. Daher rührte der frühere Dorfname s'Weberjörke.

Ein anderer Bruder war Tagelöhner. Dessen Sohn zog nach Zürich. Er war Schlosser, wurde aber liederlich, und seine Ehe ging in Brüche. Sein Sohn Eduard kam im Alter von etwa zwölf Jahren nach Rickenbach zu Emil Wirz in Pflege. Später wurde er im Schillingrain untergebracht. Da er ein intelligenter Schüler war, konnte er in Liestal die Bezirksschule besuchen. Edi Erb wurde Primarlehrer. Nach einem guten Abschluss im Seminar trat er seine erste Stelle im Schillingrain an. Darauf wurde er nach Allschwil gewählt, wo er bis zu seinem Tode blieb.

Im Militär hatte er den Grad eines Oberstleutnants. Im Kriegsfall hätte er die Evakuierung der Bevölkerung leiten müssen.

Ich werde Edi Erb nie vergessen. Er fehlte an keinem Banntag, denn das war für ihn ein hoher Festtag. Als er das letzte Mal dabei war, war er still gegenüber früher. Er sagte mir, dass er zum letztenmal teilnehme; er lebe nicht mehr lange, denn er sei schwer krank. Er starb dann auch bald im Alter von

wenig über siebzig Jahren.

Dass er Rickenbach liebte, hatte Edi Erb an der Hochzeit seines Sohnes, der damals ein sehr tüchtiger Frauenarzt in Basel war, bewiesen. Er wollte ihm an diesem Tag sein Heimatdörfchen zeigen.

Bei dieser Hochzeit waren viele hohe Gäste mit Dokortiteln. Die Braut war eine Pfarrerstochter aus Zürich-Wipkingen. Mir war der Pfarrer bekannt von den Sonntagsgottesdiensten am Radio her.

Zum Zwischenhalt in der Blume waren ausser mir auch Bürgerratspräsident Hans Plattner und Dr. Hans Sutter eingeladen. Der Schreibende hatte als Begrüssung und Gratulation ein Gedicht verfasst und vorgelesen, welches allerseits mit grossem Dank quittiert wurde.

Aber das Glück war ihm nicht hold; denn vor drei Jahren starb er an den Folgen einer heimtückischen Krankheit, nachdem er sein Ziel erreicht hatte. Er war Chefarzt an der Frauenabteilung des Kantonsospitals in Liestal geworden. Am Banntag nahm er immer teil, sooft es ihm beruflich möglich war. Dr. Heinz Erb starb etwa zwei Jahre nach seinem Vater. Das war ein schwerer Schicksalsschlag für seine noch sehr rüstige Mutter.

Dr. Erb, noch etwas verwandt mit der Familie Hans Erb in Rickenbach, hatte vier Söhne. Das Geschlecht der Erb wird also nicht aussterben.

In Basel gibt es noch etwa drei Familien Erb; die sind aber Doppelbürger von Rickenbach und Basel.

In Rickenbach haben wir auch noch Bürger namens Wagner. Ich erinnere mich noch sehr gut an eine Episode mit Sebastian Wagner mit dem Dorfnamen Benkemberbaschi. Er war ein altes, zartes Mannli, aber fleissig und ehrlich ging er seiner Arbeit nach. Benkemberbaschi hatte stets Zöglinge des Armenerziehungsvereins, die ihm bei den Arbeiten mithelfen mussten, bis sie konfirmiert waren. Eines Tages nun kam Sebastian Wagner plötzlich

in das Schulzimmer. Als Lehrer amtete damals Herr Brodbeck. Dieser war bei den Eltern und den Kindern sehr unbeliebt. Er hatte nämlich angefangen, die Schüler, die etwas von ihren Schulsachen liegen gelassen hatten, mit einer Busse von fünf oder zehn Rappen zu bestrafen. Zehn Rappen waren in jener Zeit aber noch etwas wert. Die Knaben hatten natürlich kein Geld und mussten darum den Betrag bei den Pflegeeltern betteln. Da dies halt öfters vorkam, wurde der Benkemberbaschi wütend. Ohne anzuklopfen trat er ins Schulzimmer, fing sogleich an zu wettern und sagte, so etwas komme nur in der Schule Rickenbach vor; das sei eine Schande; er bezahle nichts mehr.

Lehrer Brodbeck stand ganz steif neben dem Pult und sagte schliesslich: "Sit er jetzt fertig?", öffnete die Türe mit der Bemerkung: "Also chönned er jetzt go". Von da an gab es keine Strafen mehr. Sebastian Wagner hatte sein Ziel erreicht.

Er hatte noch zwei Brüder, die nach Amerika auswanderten und nie mehr etwas von sich hören liessen. Sie sind also verschollen. Heute ist nur noch ein Vertreter der Familie Wagner in Rickenbach.

Die Familie Breitenstein muss ich auch noch erwähnen. Ihr Dorfname war s'Brosis. Die Breitenstein waren durchwegs stille Leute, arbeitsfreudig, zurückgezogen. Als Jakob Breitenstein seinen Landwirtschaftsbetrieb dem Pflegsohn übergeben hatte, baute er ein Haus am Erliackerweg. Als er etwa 83 Jahre alt war, verunglückte er beim Zwetschgenpflücken tödlich. Er starb kinderlos.

In Basel hat es noch Doppelbürger mit Namen Breitenstein; es sind nur wenige.

Der Name der Bürgin wird auch bald aussterben; denn es ist nur noch ein Vertreter dieses Geschlechts in Rickenbach. Dieser ist schon 86 Jahre alt, ein eigenwilliger. Oft ist sein Arbeitswille grösser als seine körperlichen Kräfte; aber er gibt nie auf.

Seine Frau, eine geborene Breitenstein, stammt aus Zeglingen. Diese ist schon seit vier Jahren im Krankenhaus in Liestal. Seither besorgt Hans Bürgin die Haushaltung selbst. Er ist, wie er immer sagt, ständig unter Druck mit seinen Arbeiten.

Nun will ich der Handschin-Familien in Böckten gedenken, die schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts dort ansässig waren. Sie waren Posamentier, denn der Moskauer Heinrich Handschin war ja dort einst Spülmacherbub gewesen.

Wir nannten sie einfach die Böckter Handschin.

Aber sie waren immer treue Rickenbacher Bürger.

Sie bezogen das Gabholz, und am Banntag waren sie auch immer dabei. Einer dieser Handschin war Lehrer in Liestal. Der eine seiner Söhne war Pfarrer Handschin in Sissach. Der andere Sohn ist heute noch Arzt in Riehen bei Basel. Dr. Handschin kommt alle Jahre an den Banntag nach Rickenbach, früher in Begleitung seiner Familie. Immer begrüsst er mich an diesem Bürgerfesttag und stellt Fragen an mich über die Geschäftsleitung der Bürgergemeinde.

Während des Aktivdienstes im letzten Weltkrieg war Dr. Handschin als Oberleutnant im Kohlholz. Dort wurde eine provisorische Operationshütte aufgestellt, in welcher den Verwundeten erste Hilfe geleistet worden wäre. Diese Hütte nannten die Soldaten das Handschin-Hüsli. An einem Banntag musste ich ihm den Platz zeigen, wo die Hütte stand.

Der Bekannteste der Böckter Handschin ist der Major Hans Handschin, der in Liestal eine schöne Staatsstelle bekleidet. Er hat auch schon an Bürgergemeindeversammlungen teilgenommen.

Auch die Familie Gotthard Handschin - Gass muss ich noch erwähnen. Gotthard Handschin war ein naher Verwandter des Moskauer Heinrich Handschin. Er wohnte in dessen Geburtshaus. Gotthard Handschin hatte zwei Töchter, Rosa und Lydia. Lydia verehelichte sich mit dem damaligen Lehrer von Rickenbach. Rosa heiratete Emil Schweizer aus Buus, den

Landwirtschaftsbetrieb seines Schwiegervaters weiterführte. Emil Schweizer wurde bald in den Gemeinderat gewählt. Er war auch Präsident der verschiedenen Genossenschaften und schliesslich Gemeindepräsident. Er starb an einem Magenleiden im Alter von 56 Jahren.

Sein Schwager, Lehrer Neukomm, starb wenige Wochen später. Er war 36 Jahre lang Lehrer in Rickenbach. Der Schreibende absolvierte bei ihm noch die letzte Schulklasse. Neukomms Eltern wohnten in Bretzwil. Sie betrieben dort, wie es damals üblich war, neben der Posamenterei einen kleinen Landwirtschaftsbetrieb. Für mich war Lehrer Neukomm als Nachbar ein lieber Freund, den ich nie vergessen werde.

Aber auch einige Frauen verdienen es, hier in Erinnerung gerufen zu werden. Die eine war Verena Handschin, die Grossmutter unseres Gemeindeschreibers Rudolf Handschin - Wagner. Sie war während 50 Jahren Hebamme in Rickenbach und den Nachbargemeinden. Sie hat alle Kinder, die in dieser Zeit geboren wurden, auf die Welt befördert. Denn damals ging noch keine Frau in den Spital, um zu gebären. Heute ist eben alles anders geworden. Die Hebamme war überall dabei, wenn jemand krank war. Wenn es nötig war, legte sie selbst Hand an. So waren auch ihre Söhne.

Die andere war auch eine Frau Handschin, Wirtin im Restaurant zur Post, Posthalterin und die Mutter des überall bekannten Bäumelers Heimregusti. Sie war eine sehr robuste Frau. Sie soll auch eine sehr gute und tüchtige Wirtin gewesen sein. Sie besorgte als Posthalterin auch die Hauszustellung. In spätem Jahren half ihr bei dieser Arbeit eine Tochter der Hebamme. Ida Handschin konnte dann die Post selbst übernehmen. Sie war eine tüchtige Person und führte ihr Amt mit gutem Erfolg.

Aeltere Ehepaare lebten früher so einfach, dass wir uns heute fragen müssen, wie es möglich war, mit so bescheidenen Mitteln auszukommen. In meiner Jugendzeit wohnten im Milchlokal zwei alte Ehepaare namens Ruesch und Stohler. Sie hatten je zwei Ziegen, so lange es ging, und einen Posamentstuhl. Jeden Winter schlachteten sie ein Schwein. So brachten sie sich durch und waren zufrieden.

Jetzt erinnere ich mich noch an eine Familie namens Gutenfels. Ihr Dorfname war s'Schmidheinis. Das Haus, in welchem sie wohnten, gehört heute Karl Forkel.

Die Gutenfels waren adlige Flüchtlinge aus dem Rheinland, die alles verloren hatten und nur das nackte Leben retten konnten. Bei Basel kamen sie in die Schweiz und liessen sich in Gelterkinden nieder. Dort erlernte einer das Schmiedehandwerk. In Rickenbach erwarben sie einen Landwirtschaftsbetrieb mit ziemlich viel Land. Dieser Heinrich Gutenfels, der Schmiedheini, heiratete eine Rickenbacherin namens Handschin. Der Ehe entsprossen zwei Töchter, Marie und Elisabeth. Beide starben unverheiratet im hohen Alter. So ist dieses stolze Adelsgeschlecht untergegangen.

Das Schloss Gutenfels ist heute noch eine gut erhaltene Ruine unterhalb der Lorelei. Eine Rheinfahrt ist ein grosses Erlebnis, das ich mir in Gedanken immer wieder vorstelle. Wenn es mir möglich ist, möchte ich noch einmal eine Rheinschiffahrt erleben.

Nun will ich noch meiner alter Freunde gedenken, die schon längst in die ewige Heimat abgereist sind. In erster Linie muss ich meinen Nachbarn Edmund Wicky nennen. Er kam 1892 zur Welt und war Zeit seines Lebens ein aufrichtiger Mensch, fleissig und hilfsbereit, wenn es nötig war. Auch seine Gattin war eine tüchtige und strenge, aber fleissige Mutter zu ihren Kindern.

Edmund wurde in Basel geboren. Er verlor aber schon früh seine Mutter und kam deshalb zu seinen Grosseltern Plattner-Ritter nach Rickenbach. Hier blieb er sein Leben lang. Er konnte später die Liegenschaft seiner Grosseltern übernehmen. Der Schreiber muss zugeben, dass sich die beiden Familien, wenn eine in Not war, immer freiwillig zu Hilfe kamen. Edmund Wicky stürzte vor zwei Jahren bei Nacht in seinem Hause die Treppe hinunter. Dieser Sturz führte zu seinem Tode. Ehre seinem Andenken.

Ich erinnere mich noch an die Grossmutter, eine Angehörige der weitverzweigten Familie Ritter aus der Rotmatt. Sie war eine gute Erzählerin. So berichtete sie aus ihrer Kindheit, sie sei während des dreissigjährigen Krieges in Buus geboren worden. Die Schweiz sei damals Kriegsschauplatz gewesen, von fremden Heeren überflutet worden. In der Gegend seien russische Soldaten einquartiert worden. Die Einwohner hätten diese Soldaten verpflegen müssen, obschon sie selbst nicht genug zu beissen gehabt hätten. Vereinzelt seien auch Wölfe vorgekommen. Diese hätten ihren Haushund, der nachts draussen war, aufgefressen. Nur den Schwanz hätten sie zurückgelassen. Das machte mir einen solchen Eindruck, dass ich es niemals vergessen werde.

Nun will ich von einer ganz markanten Persönlichkeit berichten, vom ehemaligen Wagnermeister Alfred Salzmann. Dieser kam vor dem Ersten Weltkrieg nach Rickenbach als Zimmermann. Sein Meister war eines schönen Tages durchgebrannt und hatte nur Schulden hinterlassen. Dazu gehörte auch der Arbeitslohn von Salzmann. Dieser gab aber nicht auf. Da er eine Wagnerlehre absolviert hatte, eröffnete er auf eigene Rechnung eine Wagnerei. Die Werkstätte hatte er ganz primitiv in einem Haus eingerichtet. Er arbeitete

damals noch ohne Fräse und Bandsäge. Das war sehr mühsam. Der Schreibende hat Salzmann oft zugeschaut, wie er im Schweisse seines Angesichts die Schlittkuchen für grosse Holzschlitten entzweisägte. Mit der Zeit hatte sich Salzmann finanziell soweit erholt, dass er das Haus, in welchem er wohnte, käuflich erwerben konnte. Zu diesem Haus gehörte noch ein halber Scheunenanteil, den er einem Nachbarn abkaufen konnte. So konnte er eine Werkstatt einrichten und sie mit den nötigsten Maschinen versehen. Arbeit hatte Salzmann mehr als genug. Er war eine Frohnatur, ein guter Sänger und Jodler. Als Mitglied des Männerchors war er sehr geschätzt. Mit seinen Spässen konnte er alle unterhalten. Als echter Berner war er auch ein eifriger Hornusser. In spätern Jahren war er sogar Kampfrichter bei den eidgenössischen Hornusserfesten. Alfred Salzmann starb kurz vor seinem 95. Geburtstag. Er hatte einen schönen Tod. Als er eines Morgens sich erheben wollte, sank er wieder zurück und verschied. Ehre seinem Andenken.

Ein anderer Freund war Eduard Buess - Beck. In seinen jüngeren Jahren arbeitete er in Gelterkinden in der Bandfabrik Seiler. Seine Frau wob Seidenbänder zu Hause und betreute gleichzeitig eine grosse Kinder-schar. Im Ersten Weltkrieg waren schwere Zeiten für solche Familien; denn damals gab es noch keine Unterstützung. Aber der Fabrikherr besuchte diese Familien und liess ihnen Lebensmittel zukommen. Als die Posamenterei nicht mehr so auf Touren lief, fand Edi Arbeit in der Verblindsteinfabrik in Lausen. Er arbeitete dort bis zu seiner Pensionierung. Auch Edi Buess war eine Frohnatur und wie Salzmann und der Schreibende ein guter Tenorsänger. Im Männerchor erlebten wir sehr schöne, gemütliche Stunden. Auch der Weberjoggi und der Bürgimännli gehörten dazu. Lehrer Neukomm leitete den Chor; er war auch gerne dabei, wenn es fröhlich zuging. Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges erkrankte Lehrer

Neukomm. Im Sanatorium Allerheiligen suchte er Heilung. Wir Männerchörler besuchten ihn dort einmal. Gerne hätte er mit uns im Restaurant das Zobe eingenommen, aber es wurde ihm nicht erlaubt. Er begleitete uns noch bis zur Türe des Restaurants, drückte mir noch eine Note für einen Trunk in die Hand und fast mit Tränen in den Augen nahm er von uns Abschied für immer. Ehre seinem Andenken.

Als Lehrer Neukomm nicht mehr amten konnte, ging es mit dem Männerchor abwärts. Denn es kam eine Reihe junger Vikare, die oft nur kurze Zeit Schule hielten. Wir vermissen den Männerchor heute noch. Ich wäre immer noch dabei, denn wo man singt, da lass dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder. Nach dem Krieg kam ein Lehrer aus dem Bündnerland, ein echter Bündner namens Battaglia. Er gründete ein gemischten Chor. Eine Zeitlang ging alles wieder gut. Dann liess sich Lehrer Battaglia nach Frenkendorf wählen. Seither haben wir keinen Gesangverein mehr. An guten Sängern hätte es nicht gefehlt.

Von der Schule will ich bei dieser Gelegenheit noch kurz berichten. Vor einigen Jahren hatten wir einen sehr tüchtigen Lehrer. Als dann in Gelterkinden eine Kreissekundarschule eröffnet wurde, liess er sich dort hin versetzen. Heute müssen die Schüler von der fünften Klasse an nach Gelterkinden zur Schule gehen. Für die untern Klassen amtet zur Zeit eine tüchtige Lehrerin.

Mit Wehmut denken wir noch an diese Zeiten zurück, wo wir immer fröhlich beisammen waren und die schönen alten Lieder erschallen liessen. Aber alles geht vorbei. Wir werden älter und leben in der Erinnerung an schöne Zeiten.

Zum Schluss muss ich noch eine Familie anführen, die ich auch nie vergessen werde. Da sind die Ehegatten Koch - Recher. Wilhelm Koch wurde am 23. März 1893 geboren; er war somit 14 Tage jünger als der Schreibende. Dieses Ehepaar waren fromme, sehr intelligente

Leute. Ich besuchte die beiden oft in den letzten Jahren ihres Lebens. Wir diskutierten über alles Weltgeschehen. Vater Koch war viele Jahre stark gehbehindert. Zuletzt musste ihm ein Bein amputiert werden. Dies hatte er noch gut überstanden. Die Geduld, die er in seinem schmerzhaften Leiden hatte, war einmalig. Er sagte nur: "Ich muss mich gedulden, man kann es doch nicht ändern". Er war nie misstrauisch, denn er war ein wahrhaft gläubiger Mensch. Nun wollte es das Schicksal, dass auch das zweite Bein abgenommen werden musste. Diese Operation überlebte er nicht mehr lange. Kurz nach der Heimkehr aus dem Spital starb er bei seiner Tochter in Rickenbach. Seine Gattin, Luise Koch - Recher, starb schon vorher nach kurzem Spitalaufenthalt an einer heimtückischen Krankheit im Alter von 80 Jahren. Diese Frau war vorher nie krank. Alle ihre zehn Kinder hatte sie zu Hause geboren.

Als ich Vater Koch nach dem Tode seiner Gattin besuchte, sagte er in voller Achtung von seiner Schwiegertochter: "Lina besorgt mich gut, ich bin so zufrieden." So etwas muss man grosses Glück nennen. Ehre ihrem Andenken.

Von der Gemeinde und ihrer Entwicklung

Der Gemeindebann von Rickenbach misst 292 Hektaren. Davon sind 65 Hektaren Wald. Durch die Oelkrise sind die Brennholzpreise auf das Doppelte gestiegen. Vor zehn Jahren war es schwer, 20 bis 25 Ster Brennholz an den Mann zu bringen. Diesen Winter sind 200 Ster bestellt worden, vor allem aus dem neuen Quartier. Nun lohnt es sich wieder besser, den Wald zu pflegen. Die Bürgerwaldungen werden in Rickenbach sehr in Ordnung gehalten, der Jungwuchs durchforstet und gesäubert. Es lohnt sich.

In nächster Zeit findet eine Abstimmung über die Felderregulierung statt. Das ist ein heisses Eisen.

Bei uns in Rickenbach ist das Gelände sehr ungünstig für eine Zusammenlegung. Hindernd wirkt sich auch der Obstbaumbestand, besonders an Kirschbäumen, aus. Schliesslich ist eine solche Regulierung heute auch mit grossen Kosten verbunden.

Die jungen Landwirte in Rickenbach sind wirklich sehr fleissig und fortschrittlich. Auf unserm kleinen Erdflecken wird sehr viel produziert.

Ich teile auch die Meinung der jungen Landwirte über die Maschinengemeinschaft. Der einzelne Landwirt kann es sich nicht leisten, die heute so teuern Maschinen selbst zu kaufen; gemeinschaftlich aber geht es.

Die Rickenbacher Landwirte waren von jeher fleissige Leute und machten sich früh an die Arbeit.

In den Nachbargemeinden sagten sie immer: "Die Rickenbacher sind schon wieder fertig mit Heuen, bevor wir kaum recht angefangen haben." Das war aber nur möglich, wenn uns der Wettergott gut gesinnt war.

Im allgemeinen muss gesagt werden, dass die Rickenbacher ein fleissiges und sparsames Völklein waren. Der alte Schmied Adolf Handschin - Graf als ehemaliger Bürgerkassier sagte einmal nach einer Langholzgant scherzweise, an dieser Holzgant haben sie wieder eine Tanne mitsamt den Aesten versoffen.

Ueber die Entwicklung unseres Dorfes möchte ich auch noch einiges erwähnen. Vor dem Ersten Weltkrieg war Rickenbach ein bekannter Luftkurort. In den Sommermonaten kamen immer Ferienkolonien aus Basel, später auch aus Mülhausen. Da noch andere Kurgäste kamen, hatten wir im Sommer immer Hochbetrieb.

Als Handwerker hatten wir damals einen Huf- und Wagenschmied, einen Wagnermeister, einen Zimmermann und sogar einen Schneidermeister. Heute geht es mit den kleinen Berufen wie mit den Lädeli; sie sterben aus. Heute besteht nur noch eine Landmaschinenwerkstatt, die Arbeiter und Lehrjungen beschäftigt. Hufschmied lernt keiner mehr, da die

Pferde fast ganz verschwunden sind.

So um 1900 herum wurden am Rande des Dorfes einige neue Häuser gebaut. Man verwendete dazu noch Bruchsteine aus der Grube im Staufen. Man teilte in jener Zeit das Dorf ins Hinterdorf und ins Vorderdorf.

Die Bauernhäuser im Dorf wurden nach und nach renoviert. Den Dorfteil am Fusse des Farnsberges nennt man das Kloster. Früher standen dort alte, unansehnliche Bauten. Heute aber, besonders im Sommer, wenn vor den Fenstern die Geranien und andere Blumen blühen, sehen die Häuser im Kloster alle blitzsauber aus. Mit dem wunderbaren Blumenschmuck sind sie wirklich eine unvergessliche Augenweide. Der Schreiber hat im Sommer schon öfters mit Fremden im Kloster einen Besuch gemacht. Besonders eine Blumenwand bei einer Scheune fand bei allen Besuchern grosse Aufmerksamkeit. Den Frauen, die diese Blumenpracht unterhalten, möchte ich an dieser Stelle für ihre grosse Arbeit zur Verschönerung des Dorfes danken. Sie haben doch viel damit zu tun.

Ich muss überhaupt zugeben, dass die Blumenpracht im Sommer im ganzen Dorf anzutreffen ist. Das ist ein gutes Zeugnis für das ganze Dorf. Ich bin selbst ein grosser Blumenfreund; wo es Blumen hat, bin ich gern zu Hause. Die Blumen spielen in unserm Leben eine grosse Rolle, schon bei der Geburt, an Festen, und beim Begräbnis sind die Blumen Symbol des Lebens und der Sterblichkeit.

Nun will ich etwas über das Leben von anno dazumal berichten. Kürzlich wurde nämlich auf einem Estrich ein Steuerrodel aus der Zeit vor rund 90 oder 100 Jahren ^{gefunden}. Die Steuerzahler sind fast alle mit dem Dorfnamen vermerkt worden. Grosse Steuerzahler gab es nicht. Der höchste Betrag belief sich auf Fr.2.50. Es finden sich auch Beträge von Fr.1.--, die in zwei Raten von je 50 Rappen beglichen wurden. Wir fragen uns, wie diese Leute bei einem so geringen Einkommen ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten.

Darüber will ich nun Aufschluss geben. Bargeld war wenig vorhanden, weil es noch keinen Milchverkauf gab wie heute. Mit den Brennkirschen verhielt es sich ebenso. Sie wurden nur zum Brennen im eigenen Haushalt verwendet, denn Brennereien gab es keine. Für den Einkauf der nötigen Waren wussten sich unsere Vorfahren zu helfen. Kleider stellten sie aus dem Tuch her, das sie aus der eigenen Schafhaltung gewannen. In jedem Dorfe war ein Leinenweber, der die Wolle und den Flachs verarbeitete. Wie ich schon berichtet habe, besorgte das in Rickenbach der Weberjörk (Georg Erb). Ich erinnere mich, dass in den meisten Häusern noch Schafställe waren; der letzte war beim alten Schmied Adolf Handschin - Graf.

In jener Zeit waren die Leute trotz der einfachen Lebensweise zufriedener als heute, wo sie im Ueberfluss leben können.

Nun will ich das Leben meiner Generation schildern, einen Ueberblick geben auf die Zeit von 1900 bis heute.

Die Landwirte gründeten eine Milchgenossenschaft und eine landwirtschaftliche Genossenschaft. Die Genossenschaften schlossen sich ihrerseits zu Verbänden zusammen. Dadurch wurde sowohl der Verkauf der landwirtschaftlichen Produkte als auch der Einkauf von Dünger und andern Hilfsmitteln für die Landwirtschaft geregelt. Unsere landwirtschaftliche Genossenschaft gehörte dem Verband der Nordwestschweiz an, der seinen Sitz in Solothurn hat und in Gelterkinden eine Zweigniederlassung mit einem grossen Mühlenbetrieb und einem Getreidesilo unterhält.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde ein Gesetz über den Brotgetreideanbau angenommen, das dem Bund die Uebernahme von Brotgetreide zu Garantiepreisen ermöglichte. Das war früher nicht der Fall. Dieses

Gesetz brachte eine grosse Wendung zu bessern Einkommen für die Landwirtschaft. In Rickenbach wurde ziemlich viel Weizen angebaut. Fast alle Jahre konnten ein oder zwei Eisenbahnwagen voll Getreide zu den festgesetzten Garantiepreisen an den Bund abgeliefert werden. Das war für uns Landwirte eine neue Einnahmenquelle. In unserm hügeligen Gelände und den schweren Böden war der Getreidebau freilich eine harte Arbeit für die Pferde und die Bauersleute. Traktoren waren damals noch nicht vorhanden. Sie kamen erst nach dem Zweiten Weltkrieg auf und verdrängten die Pferde. Bei uns wie überall sind fast keine mehr zu finden.

Bei dieser Gelegenheit will ich nun auch die Gründe anführen, die zur grossen Milchschwemme geführt haben. Wenn die Pferde abgetan wurden, wurden an ihrer Stelle Kühe eingestellt. Mit der künstlichen Besamung verschwanden auch die Zuchtstiere. Wieder wurden Kühe an ihren Platz gestellt. Statt Weizen wurde Silomais gepflanzt. Zuletzt wurden die Milchrassen hochgezogen und von oben herab anerkannt. Es wird nicht mehr lange gehen, bis nur noch Landwirte mit einer grossen Kuhzahl bestehen können, die kleinen und mittleren Betriebe aber aufgeben müssen. Von zuständiger Stelle wurde mir mitgeteilt, dass noch fünf oder sechs Mahlkarten in Gebrauch seien, d.h. nur noch sovielen Landwirte sich selbst mit Brot versorgen. Ich glaube aber, dass wieder einmal eine Umwälzung eintritt; denn alles ist dem Wechsel unterworfen.

Ein anderes Thema ist das Verhalten der Jugend von dazumal, zu der auch der Schreibende gehörte. Diese Zeit liegt jedoch schon 50 bis 60 Jahre hinter uns. Da wusste man noch nichts von Drogensüchtigen, deren es heute um 6 000 geben soll, und ihre Zahl nimmt noch zu. Der Schreibende denkt auch an die schöne Zeit zurück, als die Pferde noch die Strasse be-

herrschten. Nur die Aerzte hatten ein Auto. Heute gibt es sovieler Autos, dass auch bei uns die Strassen verstopft sind.

Schöne Erinnerungen bewahren wir alten Leute aus dieser Zeit. Im Sommer machten wir Breakfahrten nach allen Richtungen im schönen Baselbiet, besonders im blühenden Monat Mai. Durch die Dörfer haben wir aus voller Kehle gesungen. So war es auch an Hochzeiten. Der Schreibende hat manches Brautpaar mit der Droschke zum Traualtar geführt. Damals war ich ein lustiger, fideler Jüngling und konnte ganze Gesellschaften unterhalten. Das war einmal, aber schön wars.

Am Neujahrstag 1939 fuhren wir zum letztenmal mit dem Schlitten aus. Nachher war es mit dem Schlittenfahren vorbei, weil die Strassen gesalzen wurden.

Im Sommer ritten wir Kameraden im Sattel im obern Baselbiet umher. Auch das war ein Vergnügen an schönen Sommerabenden.

An den Wintertagen dagegen machten wir Musik. Walter Handschin und Hans Bürgin spielten Violine, Sennjuli Mandoline, Mina Schaub und der Schreibende Gitarre. Das kleine Orchester übte bei mir zu Hause. Oft sangen wir dazu. Es ging alles in einem gemütlichen Rahmen. Meine Hobbies waren eben Musik und Gesang; auch mit den Pferden habe ich schöne Stunden verbracht.

Treffpunkt der tanzfreudigen Jugend war in früheren Jahren die Waldegg. Heute wird diese von der Heilsarmee geführt als Erholungsheim für ihre Angehörigen.

Ein letztes Kapitel meiner Erinnerungen an die schöne, unvergessliche Jugendzeit widme ich dem Junggesellenklub, besser gesagt dem Klub der Freunde junger Mädchen. Die kurzen Statuten verlangten anständiges Benehmen den andern Mitgliedern und auch der Weiblichkeit gegenüber. Als ältestes Mitglied

amtete der Schreiber als Präsident nach der Parole: Ordnung muss sein.

Der Junggesellenklub sorgte immer für Unterhaltung im engsten Kreis. An der Fastnacht aber traten wir an die Öffentlichkeit, jedoch nur bei Nacht im Blumensaal und am Mittwoch im Rösslisaal in Wintersingen. Dort erhielten wir bei den Prämierungen immer den ersten Preis.

Die erste Aufführung war im Jahre 1927 vor der Abstimmung über das Alkoholgesetz. Sennjuli hatte ein kleines Brenngeschirr konstruiert, das wir auf einer Bahre mittragen konnten. In Wintersingen gingen wir auch zu einigen Bekannten, so auch zum Sutterphili. Als das Brenngeschirr dort kurze Zeit in der Stube stand, sagte Vater Sutter auf einmal: "Was läuft da für ein Silberbächlein vom Brenngeschirr?" Es war Lötzinn. Wir hatten zwar das Spiritlämpchen unter dem Brennhafen angezündet, aber keine Flüssigkeit in den Hafen geleert. Deshalb lösten sich die Lötstellen auf.

Im folgenden Jahr brachten wir eine Gandhi-Aufführung. Gandhi war der indische Ministerpräsident, der gegen jede Gewaltanwendung kämpfte. In der Schweiz, sagte er, brauchten wir keinen Grenzschutz. Wir sollen nur Frauen und Kinder zuvorderst an die Grenzen stellen; auf diese werde nicht geschossen. - Wenn dem nur so wäre!

Sennjuli hatte eine grosse Geiss gebastelt. Diese machte Böneli und gab auch etwa Milch. Das Gaudi war gross im Blumensaal. Eine indische Tanzgruppe zeigte ihre Künste. Schlaggi Graf hatte diese Gruppe im Milchlokal gut ausgebildet. Sie durfte sich in ihrer Montur sehen lassen.

Das alles verlief nach einem vom Präsidenten aufgestellten Programm; es klappte alles sogar sehr gut. Die Rickenbacher Bevölkerung war begeistert. Vor der Aufführung zog die Fastnachtsclique durchs Dorf, um auf die Vorstellung aufmerksam zu machen.

Der Saal im Restaurant Blume war dann auch bis auf den letzten Platz gefüllt. Bevor der Umzug in den Saal kam, gab der Schreibende das Programm mit folgenden Worten bekannt:

"Mir wei drum hüte niemer fuxe / s'söll jede d'Schnure selber butze. / Mer si bescheide gwüs, herje, / vo jedem Gast 30 Rappe z'ne; / Und wenn denn eine mehr will stüre / düje mirs gwüs au nit zürne."

So hatte das ganze Dorf, jung und alt, einen gemütlichen Abend. So sollte es sein in einer Dorfgemeinschaft. Aber heute gibt es das leider nicht mehr.

Ein andermal spielten wir Miss Switzerland. Ein Plakat mit dem Bild der Schönheitskönigin ist heute noch im Schopf meines Hauses zu sehen. Es war am Fastnachtmontag 1931. Im Blumensaal harrete wiederum ein grosses Publikum auf eine besondere Attraktion.

Auf dem Plakat stand in grossen Worten:

"Wir haben es so tief empfunden, dass man in Zürich keine hat gefunden und noch verschoben für ein Jahr. Das geht doch nicht, das war uns klar. / Jetzt nimmt's der Junggesellenklub in d'Hand und sammelt die Schönen im ganzen Land. / Sie stellen sich heute zur Wahl im schönen Blumensaal."

Etwa acht junge, schlanke Bürschchen hatten sich zur Verfügung gestellt. Diese steckten wir in Damenkleider. Diese "Damen" sahen so naturgetreu aus, als wären es leibhaftige Damen. Der Schreibende hatte die Aufgabe, die Jury zu spielen. Jede Dame wurde vorgestellt und mit einem grossen Zirkel gemessen. Ansatzpunkt war der Hinter, der nach schlechten Massen ausgestaltet war. Die meisten schieden wegen Krampfadern aus; ihre Strümpfe wiesen nämlich Rümpfe auf. Auch die künstlichen Busen fanden keine Gnade. Ein besonders auffälliger Busen wurde untersucht. Es kam ein acht Meter langes Band zum Vorschein. Als dieses endlich

ganz herausgezogen war, war der Saal voller Hobelspäne.

Nun kam das Ende des Junggesellenklubs. Einer nach dem andern verheiratete sich, zuletzt auch ich. Aber ich muss gestehen, es war eine schöne und gemütliche Zeit, an die wir uns jetzt nach 50 Jahren gerne erinnern.

Heute ist alles anders geworden, besonders die Jugend. Ein Zusammengehörigkeitsgefühl gibt es nicht mehr. Der Sport nimmt die Jungen in Anspruch. Ueberdies hat fast jeder 18-jährige schon ein Auto und geht damit seine eigenen Wege, ebenso die Damenwelt.

In unserm Dorf hat sich sehr vieles verändert. Am Fusse des Farnsberges, im Wildemer, ist ein neues Dorfviertel entstanden. Im Laufe der letzten zehn bis zwölf Jahre sind dort etwa zwanzig neue Häuser erstellt worden. Für die Gemeinde zog das eine grosse finanzielle Belastung nach sich, besonders die Erstellung der Kanalisation, der Strassen sowie eines grossen neuen Reservoirs. Dies alles kostet die Gemeinde Millionen und bringt die Kasse in die roten Zahlen. Wir wollen aber hoffen, dass wir das verkraften können zum Wohle aller Einwohner.

Bevor ich endgültig schliesse, möchte ich für mich und meine alten Kollegen noch ein ehrendes Wort an Hans Bussinger - Thommen richten. Hans hat uns schon mehrmals zu einer Autofahrt eingeladen, meist ins Blaue. Er hat uns schon bis ins Wallis gefahren. Für uns alle waren dies immer fröhliche Tage und ein grosses Ereignis, besonders für die Gehbehinderten unter uns. Im Namen aller möchte ich Hans Bussinger dafür herzlich danken und hoffen, im nächsten Sommer noch einmal dabei sein zu dürfen. Hans Bussinger hat sich ehrenvoll an das Wort gehalten: Ehret das Alter!

Nun will ich noch ein Schlusswort anbringen. Wir alten Leute vom letzten Jahrhundert sagen oft, wenn wir beisammensitzen: "Es war doch schön, als Rickenbach noch ein kleines Bauerndörfchen war." Es war damals so still und friedlich. Damals kannte man noch alle Einwohner, auch die Kinder. Jetzt ist es nicht mehr so; denn heute wohnen viele unbekannte Leute in Rickenbach. Aber wir haben uns bereits daran gewöhnt. Als der Männerchor noch bestand, sangen wir oft das heimelige Lied: "Du stilles Dörflein im grünen Tal." Das trifft heute nicht mehr zu. Die Autos, auch die Lastwagen, fahren in rassigem Tempo durch unser Dorf. Wir alte Leute haben es bös, die Strasse zu überqueren, denn im hohen Alter ist man dabei ständig in Lebensgefahr. Der Schreibende hat schon mehr als einmal Glück gehabt.

Da ich der älteste Einwohner und Bürger bin und zur abtretenden Generation gehöre, wünsche ich der Gemeinde Rickenbach und der ganzen Einwohnerschaft alles Gute, ein friedliches Zusammenleben, und dass auch einmal die roten Zahlen in den Gemeinderechnungen verschwinden mögen.

Im Januar 1981.
